

KLAUS MAIWALD

## 1.1 Zur Bedeutung des Schreibens als Zeichengebrauch

### 1.1.1 Wie der Fisch im Wasser? – Medium Schriftlichkeit

Nun war er im Begriff, ein Tagebuch anzulegen. [...] Die Feder war ein vorsintflutliches Instrument, das selbst zu Unterschriften nur noch selten verwendet wurde, und er hatte sich heimlich und mit einiger Schwierigkeit eine besorgt, ganz einfach aus dem Gefühl heraus, dass das wundervolle glatte Papier es verdiente, mit einer richtigen Feder beschrieben, statt mit einem Tintenblei bekritzelt zu werden. Tatsächlich war er nicht mehr gewöhnt, mit der Hand zu schreiben. [...] Er tauchte die Feder in die Tinte und stockte noch eine Sekunde. Ein Schauer war ihm über den Rücken gelaufen. Der erste Federstrich über das Papier war die entscheidende Handlung. In kleinen unbeholfenen Buchstaben schrieb er: 4. April 1984.

Diese erzählte Situation enthält Wesentliches zum Schreiben: Absichten, Werkzeuge, ausgelöste Empfindungen, einen Text. Selten aber ist das Schreiben eine so bewusste, gravierende, ja existenziell entscheidende Handlung wie hier. Zu selbstverständlich umgeben uns – zurnal in einem europäischen Land im 21. Jahrhundert – Schreiben und Texte, als dass wir sie weiter bemerken. Das Medium Schriftlichkeit ist uns wie den Fischen das sie umgebende Wasser. Bewusst wird es erst im Störfall: einem elektronischen Text, den unser veraltetes Schreibprogramm in seltsame Zeichen zerlegt, einer unleserlichen Handschrift, einem fehlerbehafteten Schülertext, einer Neon-Installation mit dem Wortlaut *This object, sentence and work completes itself while what is read constructs what is seen*<sup>1</sup> und natürlich in Gestalt des Analphabetismus<sup>2</sup>. „In der totalen typographischen Umwelt der Gutenberg-Galaxis wird das Medium Schrift aus Selbstverständlichkeit unsichtbar“, sagt NORBERT BOLZ (1995, 195).

In der Selbstverständlichkeit übersehen wir dann auch leicht die Bedeutung des Schreibens für unsere Existenz. In seinem Organon-Modell (1934) identifiziert der Psychologe KARL BÜHLER (1879–1963) eine informative, eine appellative und eine expressive Funktion von Sprache (vgl. BEISBART/MARENBAACH 2003, 34). Für den Deutschdidaktiker JOACHIM FRITZSCHE ermöglicht Schreiben schriftliche Kommunikation, Reflexion und Erkenntnis sowie absichtsvollen sprachlich-symbolischen Selbsta Ausdruck (vgl. 1994, 15f.). Der Medienphilosoph VILEM FLUSSER (1920–1991) unterscheidet für das Schreiben zwei Grundmotive: ein privates, das uns drängt, unsere Gedanken zu ordnen, und ein politisches, indem wir andere informieren. „Erst wenn man Zeilen schreibt“, so FLUSSER, „kann man logisch denken, kalkulieren, kritisieren, Wissenschaft treiben, philosophieren – und entsprechend handeln“ (1987, 12). *Schreiben gewährt also umfassende Möglich-*

1 So eine Installation von JOSEPH KOSUTH (1981). Vgl. STAATLICHES MUSEUM FÜR KUNST UND DESIGN IN NÜRNBERG 2000, 59.

2 Analphabetismus ist in der westlichen Welt ein (noch) wenig wahrgenommenes Phänomen. Dass eine lese- und schreibunkundige Person eine radikal andere Erfahrungswirklichkeit hat, ließ BERNHARD SCHLINKS Bestseller *Der Vorleser* (1995) in der Figur der KZ-Aufseherin Hanna erahnen.

keiten zur (*intrapersonalen, heuristischen*) Selbstverständigung und zur (*interpersonalen, kommunikativen*) Fremdverständigung. (Vgl. zu diesen Begriffsreihen den Beitrag 2.4.) Wenn sich Gesellschaft, wie unsere, vor allem in der Zirkulation von Texten vollzieht, dann sind diese Möglichkeiten gleichzeitig auch Erfordernisse.

Weil die Erfahrungsoptionen des Menschen und die Organisationspotenziale einer Gesellschaft wesentlich von Sprache, Schrift und entsprechenden Kommunikationstechnologien abhängen, sind Schreibförderung und Schreiberziehung Bildungsaufgaben. Denn Schreibfähigkeiten und Schriftkultur waren nicht immer schon da, und sie existieren auch nicht von alleine weiter. In diesem Artikel wird daher zunächst aufgezeigt, welche medienevolutionären Marksteine die Sprache selbst, die Entwicklung der (Alphabet-)Schrift, die Erfindung des Buchdrucks bis hin zur voll entwickelten Literalität um 1800 darstellten (Teil 2). Die Auswirkungen elektronischer und digitaler Medien (Teil 3) bewegen sich zwischen gesteigerten Verständigungsmöglichkeiten einerseits und potenziellen Rückbildungen der Schriftkultur andererseits. Abschließend werden einige Koordinaten für Schreibförderung und Schreiberziehung markiert (Teil 4).

### 1.1.2 Entwicklungen: Vom Eintritt der Sprache zur Schriftkultur

#### *Zeichengebrauch und der Eintritt der Sprache*

In *Gulliver's Travels* (1726) verspottet JONATHAN SWIFT ein wissenschaftliches Projekt zur Abschaffung gesprochener Sprache, bei dem Wörter durch die Dinge selbst ersetzt werden. Die Gelehrten tragen große Säcke mit sich herum, deren Inhalte sie „gesprächsweise“ einander vorzeigen. Nun geht die Leistung von Sprache über die Repräsentation von Gegenständen weit hinaus. Man denke an Abstrakta (*schön, Frieden*), Kollokationen (*XYZ Rechnung tragen*), Sätze (*Gestern war Freitag.*) oder Texte wie das BGB und SCHILLERS *Bürgerschaft*. Auch betreiben die Wissenschaftler bei SWIFT nichts Geringeres als die Abschaffung von Signifikation und Kommunikation selbst. Mit dem amerikanischen Semiotiker CHARLES S. PEIRCE (1839–1914) lässt sich ein Zeichen definieren als etwas, das „für jemanden in gewisser Hinsicht oder Fähigkeit für etwas steht“ (zit. nach NÖTH 2000, 62). Wenn Objekte aber identisch mit ihren Zeichen werden, dann gibt es keine Zeichen, kein Bezeichnen und auch keine Kommunikation.<sup>3</sup>

Der Gebrauch eines Zeichens *für jemanden in bestimmter Hinsicht anstelle von etwas* ist kein menschliches Privileg. Für ihre Artgenossen bezeichnen Bienen tanzend die Nektarstandorte und markieren Vögel singend ihre Anwesenheit und ihr Revier. Sprache als konventionalisierte Koppelung willkürlicher Laute mit bestimmten Sachverhalten war ein enormer Evolutionssprung. VICTOR UDWIN

<sup>3</sup> Die entsprechende Episode befindet sich in Teil III, Kapitel 5 von SWIFTS Roman. Vgl. zum Zeichenmodell der laputischen Gelehrten in semiotischer Sicht KÖLLER 1977, 17 und ECO 2002, 83.

beschreibt den „Eintritt der Sprache“ am Beispiel der Unterweisung im Fischejagen. Verknüpfen sich Sachverhalte wie [Wasser], [Fisch], [zwei Finger breit tiefer] mit bestimmten Lauten, so werden diese Laute zu Wortphänomenen. Das Individuum operiert mit und ist in der Sprache, wenn ein gesprochenes *zwei Finger breit tiefer* allgemein die Anweisung zum tiefer Zielen bedeutet (vgl. UDWIN 1988, 863). Dem Menschen verschaffte die Sprache große individuelle Handlungs- und soziale Organisationsmöglichkeiten, zunächst noch in einem „Zeigfeld“, später in einem „Symbolfeld“ (SCHNOTZ 1994, 9). Welchen Vorteil hätte die Biene, wenn sie einfach *sagen* könnte: *Fliegt über den Hügel etwas flussabwärts; aber nicht zu viele, denn viel Nektar ist nicht mehr da*. Und welches Leben erst, wenn sie einen entsprechenden Zettel hinterlassen und sich anderweitig vergnügen könnte! (In einer Bienenschriftkultur liefe sie freilich auch Gefahr, bei ihrer Rückkehr eine Abmahnung vorzufinden.) Der Sprache erstellende Organismus, so UDWIN, kann auch neue Verhaltensweisen kommunizieren, seine Erfahrungsumwelt ist „besonders elastisch“ (1988, 873) und erweiterungsfähig. Der Psychologe und Hirnforscher DIETRICH DÖRNER sieht durch die Sprache geradezu eine „kognitive Explosion“ ausgelöst (1998, 797).

#### *Schriftlichkeit: Vom Piktogramm zum Alphabet*

Die Entwicklung von Schrift macht Zeichenproduktion und -rezeption unabhängig voneinander und gewährt so vielfältige Möglichkeiten. Um die Bedeutung der Schrift und der Schriftlichkeit ermessen zu können, halte man sich das Funktionieren rein oraler Gesellschaften vor Augen: Gesprochenes ist flüchtig und die Reichweite von Kommunikation daher gering. Mündlichkeit braucht feste Formeln und Rituale, in denen Gesellschaft vollzogen wird und dabei tendenziell konservativ bleibt. Denken und (Sprach-)Handeln sind nah bei alltäglichen Situationen und konkreten Zwecken. Analytische Kategorien bilden sich kaum aus, ebenso Definitionen, logische Schlussfolgerungen und Selbstbeobachtung. Kollektives Wissen muss in Personen (Epen-Erzählern, Sängern, Priestern) gespeichert und kann nur in der Aufführung von Erzählungen übermittelt werden. Die räumliche Ausdehnung einer a-literalen Gesellschaft bleibt notwendig begrenzt, ihre interne Organisation einfach.<sup>4</sup>

Das Hinzutreten der Schrift kommt daher einer kulturellen Revolution gleich. Vor rund 7000 Jahren begann Schriftlichkeit in Ägypten und Mesopotamien mit Zeichen und Spuren. Vorformen sind piktografische und ideogramatische Zeichen, wenn etwa das Bild eines Baumes das Wort *Baum* bzw. zwei Bäume das Wort *Wald* repräsentieren. Beispiele sind ägyptische Hieroglyphen und die Keilschriften der Babylonier, Assyrer und Sumerer. Von Schrift im engeren Sinn lässt sich jedoch erst *reden, wenn eine stabile Zuordnung der Schriftzeichen zu Sprachzeichen, also ein Code, vorliegt und wenn das Visuell-Mimetische der*

4 Näheres hierzu in den Referaten bei ONG 1982, 49 ff. und KLOCK, 1997, 242 ff. von A. R. LURJAS Forschungen in der Sowjetunion 1931/1932 und von ERIC A. HAVELOCKS Befunden zu präliteralen Kulturen.

*Schriftzeichen hinter ihre Beziehung zur sprachlichen Bezeichnung zurücktritt:* „Dies ist dann der Fall, wenn Schriftzeichen beginnen, Phoneme zu repräsentieren“ (KLOCK 1997, 238), sie also den Laut menschlicher Rede aufzeichnen. Nach den Silbenschriften war die Entwicklung eines Alphabets und einer ersten Buchstabenschrift durch die Phönizier ein umwälzender Fortschritt. Die Griechen kamen (ca. 1100 bis 750 v. Chr.) mit der phoinikischen Schrift in Kontakt und erweiterten sie um Vokale. Wo ein chinesisches Wörterbuch (von 1716) immerhin 40545 Zeichen aufwies (vgl. KLOCK 1997, 239), eröffnete das griechische Alphabet die Möglichkeit, Sprache mittels 20 bis 30 Zeichen vollends und eindeutig lesbar und schreibbar zu machen und bildete somit die Grundlage für das lateinische und später das kyrillische Alphabet.

Schrift war maßgeblich für die Herausbildung von Hochkulturen in Mesopotamien, Ägypten, Griechenland und Rom. Diese expandierten nach außen und entwickelten Komplexität nach innen. Erkundung und Eroberung, Handel und technischer Fortschritt, Verwaltung und Gesetzgebung werden durch Schriftverkehr in ungeahntem Ausmaß möglich. Die mündliche Einheit von Kommunikation und Konsens wird durch die Schriftlichkeit aufgehoben, gesellschaftliches Wissen wird abgelöst von körperlichen sozialen Vollzügen. Sachverhalte schwarz auf weiß erzeugen analytisches Denken und mit ihm neue Verstehensmöglichkeiten. Der Effekt ist paradox. Einerseits lässt die Schrift Objektivität und subjektunabhängige Wahrheit keimen, andererseits ermöglicht sie – zumindest auf lange Sicht – Individualität und Subjektivität. Die Entfaltungen des Denkbaren und des Verhandelbaren sind Kinder der Literalität, ihre Geschwister allerdings sind Orthodoxie und Dogmatismus.

### *Buchdruck als Voraussetzung für Schriftkultur*

Die Gesellschaft ist in dieser Phase hypoliteral. (Alternative Begriffe sind *oligo-literal* und *protoliteral*.) Das heißt, Lesen und Schreiben sind nicht weit verbreitet, die Schrift ist aber bereits wichtig für Bewusstsein und Herrschaftsausübung (vgl. GLÜCK 1987, 185). Erst die Erfindung des Buchdrucks durch JOHANNES GUTENBERG um 1448 schafft die Voraussetzungen für eine „Schriftkultur“, in der „Schriftlichkeit als elementare Kommunikationsform sozial realisiert ist“ (GLÜCK 1987, 13). Der Buchdruck steigert das von der Alphabetschrift Ermöglichte gewaltig. Kommunikation löst sich nun endgültig aus sozialer und körperlicher Unmittelbarkeit, weil Schrift und Text standardisierbar und in großem Umfang produzierbar werden. Mittelalterliche Schriftstücke, zum Beispiel Urkunden oder Liederhandschriften, waren handgeschriebene Unikate von geringer Reichweite. Der Buchdruck ermöglichte demgegenüber eine deutlich expandierte wissenschaftliche, soziale, ökonomische und auch literarische Kommunikation.

Spätestens um 1800 werden Schrift und Dichtung Medien für die Konstruktion des Subjekts (vgl. JAHRAUS 2003). Es ist die Blüte erstmals massen- und bisweilen suchthaft<sup>5</sup> gelesener Brief- und Tagebuchromane, Bekenntnisse und Herzens-

<sup>5</sup> Vgl. zu Lesesucht und Lesewut um 1800 KITTLER 1995, 180 ff.; BEISBART/MAIWALD 2001.

ergüsse (zum Beispiel RICHARDSONS *Clarissa* von 1747/48, GOETHEs *Werther* von 1775, WACKENRODER/TIECKs *Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* von 1796). Die Dichtung entdeckt und ermöglicht menschliches Bewusstsein. Sie kehrt sich ab von der äußerlichen Heldenhandlung, für die *Ilias* und *Odyssee* das Muster vorgaben, nach innen zu bürgerlichen Figuren (vgl. ONG 1982, 150) mit komplexen Motivationsstrukturen und Entwicklungsgeschichten (vgl. GOETHEs *Wilhelm Meister* von 1795/96 oder NOVALIS' *Heinrich von Ofterdingen* von 1802). Im „Aufschreibesystem“ um 1800 werden Schrift und Buch zum Universalspeicher für Innerlichkeit und Sinnlichkeit (vgl. KITTLER 1995, 149). Die Ausdifferenzierung der Literatur als soziales System (vgl. SCHMIDT 1989) und ihre Funktionalisierung als Medium der Subjekterfahrung stehen in einem engen Zusammenhang mit einer umfangreichen Laienschreibpraxis. Es ist die Zeit für Briefe, Besinnungsaufsätze, Tagebücher: „The kind of verbalized solipsistic reveries [the diary] implies are a product of consciousness as shaped by print culture“ (ONG 1982, 102).

Gleich ob der Blick nun einer fließenden Handschrift oder dem typologisch normierten Band der Lettern folgte – dieser Blick ermöglichte nicht nur Selbstschau und Subjektivität, sondern er prägte auch lineare Zeiterfahrung und Fortschrittsdenken. Der resultierende Wissens- und Wissenschaftsbegriff gilt bis heute: Er beansprucht Wahrheit und situationsunabhängige Geltung, Überprüfbarkeit und Widerspruchsfreiheit, Autonomie des sprachlichen Textes. Schrift und Buchdruck etablieren „den einen Verfasser als Ursprung und Kohärenzkriterium eines Textes“ (LÖSER 1999, 108). Mit der Herausbildung einer breiten Öffentlichkeit in Literatur, Journalismus und Wissenschaft vollendet sich am Ende des 18. Jahrhunderts das mit GUTENBERG Begonnene.

### Zusammenfassung

(Alphabet-)Schrift, Schreiben und Texte sind in der Menschheitsentwicklung nicht bloß technologische Fortschritte, so dass man nun *aufschreiben* kann, was man früher *sagen* musste. Zwar werden die Schriftlichkeit und spätere Schriftkultur durchaus technologisch geprägt auf ihrem langen Weg von Ritzgriffeln und Steintafeln zu Federkielen und Tierhäuten bis hin zu Diarien, Endlospapier und Druckerpressen. Die Verbreitung des Schreibens durch zunehmende technische Machbarkeiten und sinkende soziale Restriktionen erzeugt aber auch andere psychische und gesellschaftliche Realitäten. Sie führt zur Bildung des kognitiv komplexen Subjekts mit umfassenden Selbstverständigungsmöglichkeiten, und in der sozialen Realität bilden und erhalten sich durch schriftsprachliche Kommunikation Funktionssysteme wie Wirtschaft, Recht, Religion, Massenmedien, Wissenschaft und Kunst. Die potenzielle Kehrseite gesellschaftlicher Differenzierung durch Schriftlichkeit ist das verwaltete, überwachte und gegängelte Individuum – im schlimmsten Fall staatliche Verfolgung und Unterdrückung. Es waren auch nicht nur aufklärerische und philanthropische Motive, die im 18. Jahrhundert zur Einführung der Schulpflicht führten, sondern die Ansprüche eines komplexer werdenden Staatswesens. Obwohl FRIEDRICH DER

GROBE befürchtete, zu viel Bildung könne die Bauern verleiten, „Secretärs“ in der Stadt werden zu wollen, war doch evident, dass illiterate Untertanen seinem Staat mehr schaden als nutzen. Mit der massenhaften Verbreitung von Printmedien wurden Individuum und Gesellschaft medialisiert. Ab dem 19. Jahrhundert vollzieht sich menschliches Leben vor allem in der Zirkulation schriftlicher Texte – vom Tauschein bis zur Sterbeurkunde.

### 1.1.3 Gegebenheiten: Schriftkultur in elektronischen und digitalen Medien

#### *Buchstabenzauber und Bilderflut*

Für FRIEDRICH KITTLER bewirken bereits die um 1900 neuen Medien wie Schreibmaschine, Grammophon und Kinematograph eine massive Veränderung vor allem des literarischen Schreibens. Im „Tanz“ der Lettern, in den psychophysischen oder -analytischen Sprachzerlegungen „zergeht auch die Dichtung. An ihre Stelle tritt [...] eine Artistik in der ganzen Spannweite dieses Nietzschewortes: vom Buchstabenzauber zum Medienhistrionismus“ (KITTLER 1995, 223). Die Möglichkeiten medialer Gaukeleien erweitern sich aber vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit der Digitaltechnik. (Vgl. hierzu ausführlicher den Beitrag 3.3.)

Vordergründig besehen steht es dabei schlecht um das Schreiben, denn der sprachlich-alphabetische Code scheint gegen den visuellen enorm an Boden zu verlieren. Es gibt Massentechnologien zur Bilderzeugung, -speicherung und -übertragung wie DVD, Digitalfotografie, Bildbearbeitungssoftware. Kino, Fernsehen und Internet sind bilddominierte Massenmedien. Bilder wandern immer mehr in klassische Schriftmedien ein (zum Beispiel Zeitungen, Zeitschriften). Videoclips und Computerspiele treten als neue Geschichtenerzähler hervor. Die Schrift, so K. LUDWIG PFEIFFER, scheint zum Tode verurteilt, „weil die imaginativen Bedürfnisse der meisten Menschen durch die physische Teilnahme an Zeremonien, Ritualen und den Mythogrammen der Medien gesättigt werden könnten“ (1988, 733). „Wir sind eben daran, das Aufschreiben (das Schreiben überhaupt) den Apparaten zu überlassen und uns auf Bildermachen und Bilder betrachten zu konzentrieren“ (FLUSSER 1987, 24).

#### *Kein Ende von Schrift und Schreiben*

Und doch vergeht das Schreiben keineswegs. Im Gegenteil: Mit den neueren digitalen Medien, insbesondere dem vernetzten PC, haben sich Schreibnotwendigkeiten und -möglichkeiten erheblich erweitert. Man denke an Chat, E-Mail, Messenger-Dienste und SMS; an private oder geschäftliche Homepages und Desktop Publishing; an Diskussionsforen, Newsgroups und Gästebücher; an Formen literarischer Geselligkeit, wie sie Rezensionen bei virtuellen Buchhändlern oder kollaborative Hypertextprojekte im Internet bieten. Der Internetcomputer trennt Schreiber und Schreibwerkzeug (Tastatur, Maus) vom entstehenden Text und befreit das Geschriebene endgültig von schwerfälligen und/oder kostspieligen

gen Trägermedien. Schrift lässt sich fast unbegrenzt produzieren, bearbeiten, vervielfältigen und veröffentlichen.

Wenn einerseits Art und Umfang des Schriftgebrauchs stets auch unsere kognitiven Möglichkeiten formieren und wenn andererseits heute ohne größeren Aufwand fast jeder jederzeit alles Mögliche für alle schreiben kann, dann müsste der Zustand einer voll entwickelten Schriftkultur erreicht sein, dann müssten Denken, Kommunizieren und Wissen ungeahnte Höhen erklimmen oder schon erklommen haben. Ein Stück weit ist dies der Fall. Wissenschaftliche Publikationen sind insgesamt nicht nur zahlreicher und umfangreicher, sondern auch komplexer als vor 30 Jahren; Kinder entwickeln sich kognitiv ungleich früher und schneller; Großeltern sind *online* und erledigen dort die Nachrichten an ihre Enkel und ihre Bankgeschäfte. VILEM FLUSSER sieht Möglichkeiten für ein neues „kybernetisches, sinngebendes, spielerisches Bewusstsein“ (1987, 85), und er entwirft die Utopie einer dezentralen und demokratischen „telematischen Informationsgesellschaft“ (vgl. SCHÖTTKER [Hrsg.] 1999, 194 ff.; WIEGERLING 1998, 106 f.).

### *Rückbildungstendenzen der Schriftkultur*

Dessen ungeachtet bestehen auch Gefährdungen der Schriftkultur. Drei Tendenzen scheinen hier relevant:

- a) *Ikonisierung der Schrift*: Die Bilddominanz unserer Gegenwartskultur äußert sich auch in einer zusehenden (Re-)Ikonisierung der Schrift, in zahlreichen Manipulationen also, die Schriftzeichen im weitesten Sinn visualisieren. Beispiele sind Graffiti, Leucht- und Neonschriften, Layout in der Textverarbeitung, Bewegungen von Schrift in elektronischer Umgebung (zum Beispiel Visualisierungseffekte in PowerPoint, Morphings in Webseiten), Icons in E-Mails und SMS, aber auch Acronyme in der Art *XTC* (= Ecstasy) oder *2 good 4 U* (= too good for you). Vor allem in modernen Großstädten (Einkaufszentren, Multiplexkinos) und im Internet gewinnen Buchstaben „ikonische Qualität und geradezu skulpturale Tastbarkeit“ (BOLZ 1995, 195). Dass eine Bilderflut in das Gehege der asketisch strengen Schriftsprache schwemmt, bereichert Kunst, Design und Alltagsästhetik und sollte, wie BERND SCHEFFER (2001) meint, keinen pauschalen Kulturpessimismus nähren. Da es jedoch für das Funktionieren von Schrift wesentlich ist, dass die Schriftzeichen primär als arbiträre Marker für Sprachlaute und nicht als „Bilder“ wahrgenommen werden (vgl. oben), könnte ein massiver Schub der Schrift ins Visuell-Mimetische dieses automatisierte Funktionieren zumindest latent bedrohen.
- b) *Oralisierung der Kommunikation*: Bereits im Zusammenhang mit den *klassischen* technischen Kommunikationsmedien sprach WALTER ONG (1982, zum Beispiel 160) von einer neuen, „sekundären Oralität“: Das Gespräch am Telefon ersetzt den Brief, die Radionachrichten das Zeitungslernen, der Kinofilm die Belletristiklektüre. Die neuen Medien verstärken die Oralisierung und deren psychische und soziale Dynamiken. Äußerungen in Chats, E-Mails und SMS sind medial schriftlich, konzeptionell aber eher mündlich. Das heißt, sie werden zwar aufgeschrieben und gelesen, ihre sprachlichen Charakteristika

ähneln aber sehr stark denen gesprochener Sprache (zum Beispiel fragmentarische Syntax, informeller Stil).<sup>6</sup> Der Linguist und Sprachdidaktiker PETER SIEBER (1998) hat in Schulaufsätzen junger Erwachsener einen quasi oralen und dialogischen Sprachduktus ausgemacht und diesen mit dem Begriff „Parlando“ bezeichnet. Die Oralisierung geht aber noch weiter: Medienereignisse wie *Lindenstraße*, *Big Brother* oder *Deutschland sucht den Superstar* haben einen ähnlichen Status wie Ursprungsmythen oder Herrschergenealogien in mündlichen Kulturen. Chatter, MUDer und Computerspieler versammeln sich im Netz wie Stämme ums Lagerfeuer zum Geschichtenerzählen und -hören. Auch daraus sollte man keine überzogene Kulturkritik ableiten. Wenn sich die kommunikationskulturelle Entwicklung jedoch auf breiter Front in die Oralität zurückwendet, dann steht das mit der gesamtgesellschaftlichen Literalität Erreichte aber durchaus in Frage.

- c) *Elementarisierung und Entgrenzung von Text*: Mit der eben beschriebenen Re-Oralisierung in einem engen Zusammenhang steht die dritte Tendenz, nämlich die Abkehr vom Text in seiner Ausprägung als umfangreiche, komplex strukturierte und geschlossene Sinn Ganzheit. Diese Abkehr erfolgt in zwei Richtungen. Einmal hin zu Kurztexten, wie wir sie aus E-Mails oder aus Internetseiten kennen. Die Lesewahrscheinlichkeit eines elektronischen Textes sinkt, wenn er grafisch schmucklos, vor allem aber, wenn er zu lang ist, also einen Bildschirminhalt übersteigt und einen Rollbalken braucht. Kürze wird erreicht, indem Texte tendenziell konstativ und aggregativ gehalten werden und weniger diskursiv. Das heißt, an die Stelle verästelter sprachlicher Gefüge auf der Satz- und auf der Textebene tritt zusehends ein Nebeneinander von Nennungen und Behauptungen. Textverarbeitungsmöglichkeiten wie *drag and drop* sowie *cut and paste* machen es leicht, schnell viel Text zusammenzustellen, sie leisten aber dem rein Additiven und Aggregativen Vorschub. Sätze, Absätze und größere Textteile, auch aus Sekundärtexten, können rasch als ganze kopiert und verschoben werden, auf der Strecke bleiben dabei nicht selten die Textkohäsion (im Micro-) und die Textkohärenz (im Macrobereich).

Die Kehrseite der Abkehr von umfangreichen, komplex strukturierten und geschlossenen Ganzheiten liegt in der hypertextuellen und multimedialen Entgrenzung, die vor allem das *World Wide Web* ermöglicht. Ein Hypertext besteht aus einzelnen Modulen, durch die man per Maus, Tastatur oder *Touchscreen* navigiert und ggf. auch selbst hineinschreibt. Hypertext steht für den „Abschied von den diskreten, privaten Dokumenten der Gutenberg-Galaxis, [...] von Hierarchie, Kategorie und Sequenz“ (BOLZ 1995, 217), an deren Stelle Module, Verknüpfung und Netzwerke treten. GEORGE LANDOW (1992) und NORBERT BOLZ (1995) sehen darin die Möglichkeit für einen postmodern dezentrierten Denkstil

<sup>6</sup> Vgl. zur Unterscheidung medialer und konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit vor allem KOCH/OESTERREICHER 1994; auch GÜNTHER/WYSS 1996; HAASE u. a., 1997; PANSEGRAU 1997; zum Sprachwandel durch Computer allgemein WEINGARTEN (Hrsg.) 1997.



und eine Demokratisierung von Diskursen. In der Tat: Sich schriftlich verbreiten, was einst beschränkt auf Spezialisten und Privilegierte war, kann im Internet (fast) jedermann. Gefahr erwächst meiner Einschätzung nach weniger aus problematischen Inhalten, zum Beispiel rechtsradikaler oder pornografischer Art, oder aus dem viel zitierten *lost in hyperspace*, dem Orientierungsverlust beim Lesen also. Problematisch scheint mir vor allem die latente kulturelle Entdifferenzierung in der schieren Datenfülle. Je mehr Texte im Internet unterschiedslos präsent und verfügbar sind, desto geringer wird auch die Möglichkeit oder das Bewusstsein dafür, dass *ein* Text noch einen Unterschied macht bzw. machen muss oder kann. Wenn alles offenbar schon geschrieben und alles Geschriebene gleich gültig ist, dann wird Schreiben letztlich gleichgültig. Nicht nur vorfabrizierte Grußkarten, nicht nur Hausaufgaben, Seminar- und Diplomarbeiten gibt es fertig im Netz – auch Liebesbriefe lassen sich dort in Auftrag geben. (Die URLs bleiben aus schreiberzieherischen Gründen ungenannt.) Wo das Internet es einerseits ermöglicht, macht es andererseits das Schreiben scheinbar oder tatsächlich überflüssig. Text-inflation und informatische Revolution werfen also die Frage nach dem Sinn des Schreibens auf (vgl. FLUSSER 1987, 45).

Halten wir fest: Digitale Medien erzeugen einen Drall in Richtung Re-Ikonisierung der Schrift, Re-Oralisierung von Schreiben und Kommunikation, Elementarisierung und Entgrenzung von Text. Die Schriftkultur, ursprünglich von Bildern und Bildzeichen kommend, bewegt sich wieder auf die Bilder zu. Das im alphabetischen Schreiben entwickelte historisch-kritisch-lineare Denken (vgl. FLUSSER 1987, 11) steht in der scheinbar urheberlosen Gleichzeitigkeit, Vielfalt und Grenzenlosigkeit des medialen Gesamttextes gegen das Kreisen eines neuen „mythische[n] Geplappers“ (FLUSSER 1987, 36) in oder nahe an der Mündlichkeit. Schrift und Schreiben finden heute in erweiterten Gebieten, aber auch in fließenden Grenzen statt. Unsicher geworden sind die Unterscheidungen zwischen Schreiber und Leser bzw. Schreiben und Lesen, zwischen Schrift und Bild, zwischen Oralität und Literalität, zwischen Daten und Text. In einer medial dynamisierten, mündlich-dialogisch konzipierten Lebenswelt könnte der geschriebene Text als stabiler kultureller Referenzpunkt zum bloßen Monument erstarren (vgl. WEINGARTEN 1994, 574).

#### 1.1.4 Koordinaten: Schreibförderung und Schreiberziehung heute

ORTWIN BEISBART sieht für Schreibförderung vier Begründungsstränge. Sie beruhe auf *kulturspezifisch-interessegeleiteten* Begründungen, wenn es um die Fähigkeit zur Schriftlichkeit in einer von Schriftlichkeit geprägten Gesellschaft und Kultur geht, auf *anthropologischen und psychologischen* Begründungen, sofern es darum geht, durch Schreiben den Einzelnen in seinen kognitiven und emotionalen, imaginativen und sozialen Fähigkeiten zu befördern, sodann auf der Einsicht in die *Leistung von Sprache als Symbolisierungs-„Mittel“* und schließlich auf der *ästhetischen, d. h. wahrnehmungsaufschließenden und -erweiternden Leistung der Sprache* (BEISBART 2002 a, 185; Hervorhebungen O. B.).

Es bedarf heute einer Schreibförderung und Schreiberziehung, die den medialen Veränderungen dieser Begründungen Rechnung trägt. JUTTA WERMKE (1997) hat

aufgezeigt, wie Medienerziehung in die Gegenstände und Aufgaben des Deutschunterrichts zu integrieren ist (vgl. auch MAIWALD 2003 a, 2003 b). PETER SIEBER reklamiert den „Aufbau eines Sprachbewusstseins, das um die Hindernisse und Schwierigkeiten der Schriftlichkeit weiß“ (1998, 263). INGE BLATT hat eine „Medien-Schrift-Kompetenz“ (2000) als Lernziel für den Deutschunterricht definiert, welche als Handlungsziele im Bereich Schreiben die Textproduktion mit einem Textverarbeitungsprogramm und die Hypermedia-Produktion mit einem HTML-Programm beinhaltet.

Schreiben und Schriftkultur sind keine Selbstverständlichkeiten. Sie haben sich langsam entwickelt und sie müssen gehegt werden, denn:

Auch ein einmal erreichtes Niveau gesellschaftlicher Literalität kann wieder verloren gehen, einmal erreichte Quoten an Lesekundigen können wieder zusammenschmelzen, kurz: eine Schriftkultur, die beträchtliche Teile einer Gesellschaft umfasst, kann zerfallen und sich zurückentwickeln zur Schriftkultur einer Schreiber- und Bürokratenkaste (GLÜCK 1987, 167).

Wenig spricht derzeit für einen solchen Zerfall: Digitale Medien ermöglichen Schrift und Schreiben in nie gekannter Qualität und Quantität, damit die Möglichkeiten des Individuums nicht nur zum Selbsta Ausdruck, sondern auch zur kulturellen, politischen und ökonomischen Teilhabe. Die Pessimisten mag im Übrigen trösten, dass sich gegen das Schreiben einst ähnliche Bedenken erhoben wie heute gegen den Computer: PLATO beklagte die Erfindung der Schrift, weil diese künstlich sei, vergesslich mache und den Geist schwäche (vgl. ONG 1982, 79 f.).

Wir sind also weit entfernt von GEORGE ORWELLS eingangs zitiertem Roman 1984 (9 f.), einer primitiven und repressiven Welt, zu deren Gewalttätigkeiten wesentlich Sprech- und Schreibverbote zählen und beitragen. Anders als der Tagebuchschreiber Winston Smith müssen wir unsere Schreibwerkzeuge nicht heimlich besorgen, uns zum Schreiben verstecken, um dann kleine und unbeholfene Buchstaben zu kritzeln. Anders als er wissen wir genau, in welchem Jahr wir uns befinden, dass es Gesetze und damit Rechtssicherheit gibt. Anders als er können und dürfen wir schreiben – weil geschrieben worden ist und wird.

Schrift und Schreiben als Zeichengebrauch für die Selbst- und Fremdverständigung ist daher ein Gut. Ihr Erhalt aber ist kein Selbstläufer. JAN-DIRK MÜLLER sah bereits beim Medienwechsel von der Handschrift zum Buchdruck einen Umschlag „in Beliebigkeit und Nutzlosigkeit des schriftlich Fixierten“ (1988, 205). Mit dem Spiel der Zeichen auf den Monitoren treten für HANS-ULRICH GUMBRECHT (1988) an die Stelle semantischer Tiefen „flache Diskurse“. Die Bildschirme und Displays sind zwar voller Schriftzeichen, es gibt aber Anzeichen dafür, dass erstens das Schreiben als Niederlegung eines Sinnzusammenhangs im Medium des alphabetischen Schriftcodes bzw. zweitens der schriftliche Text als Zeichen für jemanden in Hinsicht auf etwas brüchig werden könnten. Es hat nichts mit Kulturpessimismus zu tun, darauf ein wachsames Auge zu richten – und eine schreibende Hand.

---

**Weiterführende Literatur:**

- BOLZ, NORBERT (21995): Am Ende der Gutenberg-Galaxis. Die neuen Kommunikationsverhältnisse. München: Fink.
- GLÜCK, HELMUT (1987): Schrift und Schriftlichkeit. Eine sprach- und kulturwissenschaftliche Studie. Stuttgart: Metzler.
- KLOOCK, DANIELA (1997): Oralität und Literalität. In: KLOOCK, DANIELA/SPAHR, ANGELA: Medientheorien. Eine Einführung. München: Fink, 237–266.
- Sieber, Peter (1998): Parlando in Texten. Zur Veränderung kommunikativer Grundmuster in der Schriftlichkeit. Tübingen: Niemeyer.
- WEINGARTEN, RÜDIGER (1994): Perspektiven der Schriftkultur. In: GÜNTHER, HARTMUT/LUDWIG, OTTO (Hrsg.): Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin/New York: de Gruyter, 1. Halbbd., 573–586.